

FRIKTIONEN

An architectural rendering of a tall, dark, vertically-slatted skyscraper. The building is the central focus, standing prominently against a light sky. The surrounding area includes a wide road with cars, a plaza with people, and other buildings in the distance. The overall scene is a detailed urban environment.

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 03/2008

Transformationen im Münchner Westend

| | |
|---|-------|
| Editorial | S. 2 |
| Westend Story | S. 3 |
| Wachstum und Aufschwung: mehr Wohlstand für alle? | S. 7 |
| Warenwelt und Schlamperei | S. 8 |
| Auf und nieder immer wieder | S. 9 |
| Rezensionen | S. 10 |
| Aus dem Plattenarchiv | S. 11 |

Editorial

Hallo zusammen,

die Frühjahrsausgabe der Friktionen beschäftigt sich in vertiefter Form mit Wohnen und Stadttransformation, einem Themenkomplex, den Holger schon im Heft zwei angestoßen hatte. Diesmal geht es um das Münchner Westend, einem dicht bebauten Gebiet auf der Schwanthaler Höhe, das sich seit Bezug einer umfangreichen Neubebauung Anfang dieses Jahrzehnts in einem interessanten Umbruch befindet. Vielen Dank an Anne Hacket und Thomas Glatz für ihre photographischen Impressionen eines Stadtgebietes, in dem sie selbst gewohnt haben. Nach wie vor gilt die Einladung für „Friktionen“ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt kann das Blatt per elektronischem Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, März 2008

Impressum:

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Perhamerstr. 32
80687 München

Westend Story

Ecke Parkstraße und Schwanthaler konnte der geneigte Spaziergänger bis Ende 2006 eine Kuriosität des Münchner Einzelhandels bestaunen. Hans Mier bot hier verschiedenste Textilien zum Verkauf an. Design und Ambiente wirkten wie aus den 50er Jahren, wobei selbst dieser Stand nur durch unwillige Renovierung des Bauzustandes der 20er Jahre zustande gekommen zu sein schien. Besuche im Laden enthielten immer wieder Überraschungen, stellten die Besitzer doch gelegentlich persönliche soziale Aversionen über den Profit. Ein deutliches „nicht für Sie“ holte sich eine Freundin bei dem Versuch ab, eine Tischdecke zu kaufen.

Hans Mier gibt es nicht mehr. Einzelne Trümmer aus dem ursprünglichen Ambiente inklusive der Fassadenbeschriftung wurden in ein jetzt an selber Stelle residierendes Antik-Café integriert. Ein hoch-



preisiges „Café kauf mich“-Konzept, eine Edeltransformation von Berlin Friedrichshain nach München. Hans Mier ist in der Gegend kein Einzelfall. Nur wenige Häuser die Parkstraße hinunter musste ein Reisebüro einer Modeboutique weichen, die so hip aufgemacht ist, dass man die Schaufensterdekoration nicht von der Ware

unterscheiden kann. Beide Etablissements sind repräsentativ für aktuelle Entwicklungen in einem Viertel, das die Stadtverwaltung Schwanthaler Höhe, die Bewohner meistens Westend nennen. Es gibt zunehmend Läden und Gastronomie, die in den letzten fünf Jahren ganz offensichtlich Alteingesessenes, das eine andere Kundschaft bediente, abgelöst haben und – das zeigt die Tatsache, dass es kein singuläres Phänomen ist – offensichtlich auch ihr Publikum finden. Diese Entwicklung deutet auf die Änderung der Lebensgewohnheiten der Bewohner oder – und diese These liegt näher – auf eine Neuzusammensetzung der Sozialstruktur des Viertels. Die aktuellen Transformationen sind nicht die ersten, die die Gegend westlich der Ludwigsvorstadt durchläuft.

Das Westend ist ein Kind der Industrialisierung, also einer Entwicklung, die es nach dem Dafürhalten der bayerischen Könige in der Residenzstadt München gar nicht hätte geben sollen. Die Gummifabrik Metzeler, die Brauereien der Stadt, Maschinenbauunternehmen wie Rathgeber oder die Lokomotivenfabrik Krauss und kleine Zulieferbetriebe prägten das Bild eines Stadtviertels, das zwischen 1880 und 1900 größtenteils entlang der Bahnstrecke vom Hauptbahnhof erbaut wurde. 34.000 Menschen lebten am Ende dieser Boomphase in dichter Blockbebauung entlang der Straßen, vor allem Arbeiter der neuen Industrien und kleine Angestellte der nahen Bahn. Die handwerklich orientierten Zulieferer der Großindustrie fanden vor allem Platz in den Hinterhöfen der Häuser. Hier entstand eine klassische

Mischnutzung, die den Charakter des Viertels nachhaltig prägten. Die Schwanthaler Höhe wurde ein typischer urbaner Raum mit wenig grünen Ausgleichsflächen. Diese Entstehungszeit prägte das Image des Viertels als das Arbeiterquartier in München schlechthin.

Änderungen erfuhr dieses Stadtbild in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, als im westlichen Teil auf weiteren Flächen größere Genossenschaftsprojekte errichtet wurden. Die neuen Gebäude besserten nicht nur die Wohnraumknappheit im Viertel, sondern ermöglichten vor allem auch Leben am unteren Ende des Münchner Preis-



spektrums. Dabei wurden oft von Straßen umgrenzte Quadranten umfassend bebaut und Garten- bzw. Parkflächen für die Bewohner im Inneren geschaffen.



Die Neuzusammensetzung der Industriearbeiterschaft in der Bundesrepublik seit den 1960ern änderte auch den Charakter des Westends. Während viele Bewohner, die von der Phase des Wirtschaftswachstums der Republik profitieren konnten, dem Viertel den Rücken kehrten und der allgemeinen Tendenz zur Vervorstädterung folgten, wurden die industrienahen Wohnungen mit niedrigen Standards vor allem von Migranten bezogen, die in der Stadt eine neue Existenzgrundlage gefunden hatten. Bis Mitte der 1970er hatte die Ethnisierung der unteren Lohngruppen das Westend in ein multikulturelles Viertel verwandelt. Noch heute ist es das Stadtviertel mit der höchsten Bevölkerungsdichte und dem höchsten Anteil an Bewohnern mit Migrationshintergrund. Diese Entwicklung war begleitet von einer Perpetuierung niedriger Wohnstandards und dem schon erwähn-

ten Exodus des besser verdienenden deutschstämmigen Publikums. Im Westend war man überdurchschnittlich arm, alt und undeutsch.

In dieser Zeit wurde die stadtplanerisch Umgestaltung des Viertels ein Thema der Lokalpolitik. Die Pläne rund um die Neubebauung des Areals direkt an der Theresienwiese, jedem bekannt als die heutige Heimat von Saturn-Hansa und Möbel XXXLutz löst umfangreiche lokale Proteste aus. Der Stil der Planung ganz im Geist der Neuperlachgigantomanie der siebziger Jahre, setzte neue Gebäude-dimensionen an den östlichen Rand des Viertels, die kaum homogen an die bestehende Bebauung angebunden werden konnten. Letztlich verhindern konnten die organisierten Anwohner das Projekt aber nicht. Zur selben Zeit begann auch der politische Widerstand der Bewohner gegen spekulative Wohnraumsanierung bei der bestehenden Bausubstanz. In einer Phase, in der im Münchner Stadtrat Pläne diskutiert wurden, das

Westend zum Sanierungsgebiet zu erklären, um Wohnstandards zu heben und die Zusammensetzung des Viertels zu „entproletarisieren“, entstanden im sozial bewegten Jahrzehnt der Republik auch auf der Schanthalter Höhe Initiativen, die sich gegen eine privat getriebene Sanierung wendeten, die im Ergebnis das Angebot an bezahlbaren Wohnraum im Viertel



reduzierte. Zentrum dieser Aktivitäten waren vor allem die Bürgerinitiative Schwanthalerhöf' und das Westend-Komitee. Es kam zu Demonstrationen und Widerstand gegen Räumungen. Auch ein freier Zugang zu dem seit dem 1830ern bestehenden Ausstellungspark war auf der Agenda der Initiativen. Mit dem Beschluss 1979, das Westend zum Sanierungsgebiet zu machen und einer nachlassenden örtlichen Mobilisierung, schiefen die Bewegungen in den 1980ern ein, ohne dass das Viertel seinen Charakter grundsätzlich geändert hatte.

1987 fiel der Beschluss, das Messegelände unter dem Paradigma internationaler Wettbewerbsfähigkeit an den Stadtrand zu verlagern – zweifelsohne eine verkehrstechnische Entlastung der Bewohner. Mit der Neubepanung dermaßen großer Flächen in unmittelbarer Innenstadtnähe hätte die Chance bestanden einen städtischen Großraum im Sinne der Bewohner zu bereichern. Und diese Chance wurde von einem Bürgerbündnis Messenachnutzung auch eingefordert. Durchsetzen konnten sich die Anwohner angesichts der wirtschaftlichen Bedeutung des Geländes für den Stadthaushalt aber nicht. Die wenigen Hallenbauten auf dem Gelände, die aufgrund des Denkmalschutzes in das Konzept mit einbezogen wurden, beherbergen heute das Verkehrszentrum des deutschen Museums und dienen nicht einer breiteren kulturellen Nutzung, wie von der Bürgerinitiative vorgesehen. Stattdessen stehen Neubebauung und ein gewachsenes Innenstadtviertel unverbunden nebeneinander. Die durchgesetzte

Konzeption löste die Frage der fehlenden Freiflächen kaum, weil keine sozialen Anlaufpunkte in dem Areal geschaffen wurden. Dies ist aber nicht das einzige Problem der neuen Bebauung. Die Neugestaltung löst den Zielkonflikt zwischen hoher (weil gewinnträchtiger) Bevölkerungsdichte und der Flucht aus der Stadtkultur des klassischen Industriezeitalters, den die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts geprägt hat, vor allem über kompakte Hochhäuser mit flächigen Fassaden. Hier wurde die Integration von Arbeiten und Wohnen verkehrsfrei und auf hohem wirtschaftlichem Niveau gelöst. Die Bürobauten von KPMG und Glaxo Smith Kline lassen vor allem Arbeitsplätze für Hochqualifizierte vermuten – eine Annahme, die sich auch in den saftigen Mieten spiegelt. Dabei sind die Stadtplaner, wie an vielen anderen Stellen, an der sinnvollen Gestaltung des öffentlichen Raums weitgehend gescheitert. Zwei Cafés haben sich in den Straßenschluchten angesiedelt, ihre Freiflächen laden aber wie überall im neu bebauten Gebiet kaum zum Verweilen ein. Es ist nicht gelungen Räume zu schaffen, die nicht von den wuchtigen Fassaden dominiert werden. Entsprechend suchen die neuen Bewohner des erweiterten Viertels urbane Heimeligkeit in der umgebenden Bebauung, die eine in den letzten 100 Jahren gewachsene Struktur zeigt und schaffen damit Unterhaltungsmärkte für eine neue Art von Kneipen und Restaurants. Die reale Nutzung der entsprechenden Räume folgt in den letzten Jahren diesen Bedürfnissen. Schicke und hochpreisige Cafés, Szenekneipen, Gastronomie und erste Modeboutiquen der neuen Generation beginnen das ehemalige Arbeiter- und Migrationsviertel zu erobern. Die neuen Anwohner fordern eben Urbanität mit „chic“ ein. Dabei werden halböffentliche Orte verdrängt, die bisher wohl von Bewohnern der Schwanthaler Höhe frequentiert wurden, die nicht derselben Einkommensklasse angehören, wie die Zuzügler. Diese Nutzungsänderungen sind Frühindikatoren einer neuen Sozialstruktur, die sich im Westen der Stadt zu Wort meldet. Sie sind Ergebnisse eines verlorenen Kampfes der bisherigen Bewohner um die Ausrichtung der größten Flächen-nutzungsänderung auf der Schwanthaler Höhe nach dem Wiederaufbau der fünfziger Jahre. Eine weitreichendes „Umkippen“ der bestehenden Sozialstruktur in Richtung einer innenstadtnahen Nutzung durch ein besserverdienendes, urbanes Publikum ist indes nicht zu erwarten. Anders als Glockenbachviertel und in Haidhausen bestehen mit den Genossenschaftsbauten flächige Strukturen, die den Wandel abmildern. Auch im Neubaugebiet ist ein kleines Genossenschaftsprojekt entstanden. Ob die Zukunft des Westends in einem Mit- oder Nebeneinander besteht ist offen. Zumindest der jetzt geöffnete (und verkleinerte) Messepark ist ein öffentlicher Raum für alle. Für die Kneipen und Läden trifft das indes kaum zu – da hat jeder sein Zielpublikum, eben so, wie es ein guter Unternehmensgründerplan heute vorschreibt.

Wachstum und Aufschwung: mehr Wohlstand für alle?

Das Institut für Makroökonomie und Konjunkturforschung der Hans-Böckler-Stiftung hat sich in seinem Report für März 2008 mit der Entwicklung der Einkommensverteilung im aktuellen Konjunkturaufschwung beschäftigt. Die Ergebnisse waren nur eine kurze Meldung auf Bayern 5 wert, zeigen aber auf das Ende eines wesentlichen Stützpfilers des Wachstumsparadigmas.

Seit Ende 2004 befindet sich die Bundesrepublik in einem konjunkturellen Aufschwung und das ist – nach allgemeinem Dafürhalten – gut so. Es gehört zu den Binsenweisheiten klassischer Volkswirtschaftslehre, dass die Zunahme der Einkommen in solchen Phasen wirtschaftlicher Entwicklung letztlich allen zugute kommt. Die aktuelle Situation widerspricht aber dieser Grundannahme, so zumindest die Forscher vom Institut für Makroökonomie und Konjunkturforschung. Das weit verbreitete Gefühl der Zunahme der Verteilungsungerechtigkeit spiegelt sich auch in den makroökonomischen Zahlen wider. In den letzten Jahren hat sich zwar der Beschäftigungsstand verbessert, nicht aber die Einkommenssituation der Arbeitnehmer und aller, die von staatlichen Transferzahlungen anhängig sind. Arbeitnehmer mussten in der aktuellen Phase der Prosperität durchschnittlich 1,5% reale Einkommensverluste hinnehmen, Empfänger staatlicher Transferleistungen sogar 6%. Im gleichen Zeitraum stiegen die Unternehmergewinne um ca. 25%.

Bei der im Bericht angestellten Suche nach Ursachen tauchen all jene Effekte auf, die den Arbeitsalltag der (noch) Beschäftigten prägen. Nachlassen der tariflichen Bindung von Arbeitsplätzen, Auslagerungen von Dienstleistungsjobs aus Großkonzernen, Minijobs und ALG II. Ob die Globalisierung insgesamt Wohlstandseffekte bringt, wie von den Anhängern des Ökonomen Ricardo durchweg behauptet, mag umstritten sein, die Verteilungseffekte zeigen aktuell ein klares Bild. Die globale Standortkonkurrenz hat gewerkschaftliche Organisation ausgehebelt und zwingt aus innerer Systemlogik zu sinkenden Reallöhnen – Untergrenze unbekannt. Nationale Alleingänge werden mit Beschäftigungsrückgang bezahlt, also einer Entwicklung die aufgrund des Festhaltens an der abhängigen Arbeit als Kernkonstrukt der modernen Gesellschaft politisch nicht hingenommen werden kann.

Globalisierung, wie sie aktuell betrieben wird, ist eine Umverteilung von Unten nach Oben und widerspricht damit selbst grundlegenden Kriterien politischer Entscheidungen von eher liberalen Theoretikern, wie beispielsweise John Rawls.¹ Insofern sind die Ergebnisse der Untersuchung vor allem ein weiterer Angriff auf den nach wie vor positiv besetzten Begriff des Wachstums und auf das Konzept der Globalisierung als Wohlstandszuwachs für alle. Darüber hinaus unterminiert die Untersuchung einmal mehr das Festhalten am Fetisch der Arbeit, denn eins zeigen die Ergebnisse deutlich: Arbeit zu haben bedeutet lediglich weniger zu verlieren, als Abhängigkeit von Transferleistungen. Nur ausreichend Kapitaleinkommen stellt einen auf die Gewinnerseite der aktuellen Entwicklungen, und das schon ganz ohne Stiftungen in Liechtenstein.

Quelle: Institut für Makroökonomie und Konjunkturforschung (Hrsg.), Wer profitierte vom Aufschwung?, IMK Report Nr. 27, März 2008.

¹ Vor allem dessen Differenzprinzip, das in seinem Hauptwerk ‚Eine Theorie der Gerechtigkeit‘ entwickelt und spieltheoretisch fundiert wird. Es geht hier um die Annahme, dass jede Maßnahme bzw. Änderung in einer Gesellschaft, die globale Wohlstandseffekte erzielt, sich daran messen lassen muss, ob sie die Situation der am schlechtesten Gestellten verbessert oder zumindest unverändert lässt.

Warenwelt und Schlamperei

Die dingliche Überwältigung des intimen Lebensraumes ist unabdingbarer Bestandteil westlicher Konsum- und Reproduktionswelten geworden. Täglich ergießt sich ein unablässiger Strom von Waren in die Haushalte der Industriegesellschaften. Dem Einzelnen wird damit bei der Gestaltung seiner unmittelbaren Lebenswelt eine enorme Strukturierungsleistung abverlangt. Entäußerte, „draußen“ erworbene Dinge der Lebenswelt müssen in die eigene Lebensgestaltung integriert und mehr oder weniger nutzbar gemacht werden.

In einer Zeit wahnwitzig kurzer Marktzyklen, in denen sich die symbolische Repräsentationsleistung jenseits funktionaler Erfordernisse von Produkten jährlich ändert, ist Aussonderung von Dingen aus der persönlichen Lebenswelt auf den Müllhaufen der Kulturgeschichte, sowie auf die realen Müllhaufen der Zivilisation tägliches Erfordernis. Die Frage von Ent-



sorgung oder mehr oder minder sinnfälliger Lagerung zwecks späterer Verwendung ist zum täglich Brot für die Marktteilnehmer des Westens geworden. Das Scheitern an dieser Anforderung wird inzwischen durch ein Krankheitsbild beschrieben, dem in vorindustriellen Gesellschaften kein vergleichbares Phänomen gegenübersteht, dem sogenannten Messietum. Es erscheint auf den ersten Blick nicht unbedingt plausibel, dass dieses Phänomen gerade Menschen in sozial prekären Lagen trifft. Doch auch hier ist der Warenstrom in seiner entwerteten Form schon lange angekommen und führt statistisch weit häufiger zum chaotischen Festhalten an fetischisierten Artefakten der Warenwelt als in höheren Einkommensklassen. In diesen Fällen ist das Anhäufen von Dinglichkeit eine Ersatzhandlung, die materielle Sicherheit gerade dann symbolisieren soll, wenn sie nicht mehr gegeben ist. Die Doppelfunktion von funktionalem Charakter und symbolischer Repräsentation, die jedem Konsumgut westlicher Gesellschaften anhaftet, macht das ziellose Anhäufen von Gütern als Auffangnetz zukünftiger Mangelsituationen zum Trugschluss. Die vorsätzlich vorangetriebenen Zyklen ästhetischer Neuentwicklung und entsprechenden Verfalls führt zu einer Deflation des symbolischen Werts von Gebrauchswelten, der sich auch im jeweiligen Marktwert spiegelt. Gerade Konsumenten mit geringen materiellen Möglichkeiten verfügen üblicherweise nicht über das kulturelle Kapital um als Definitionsmacht in dem Kampf um symbolische Repräsentation einzugreifen (soll heißen: ihre Art von Trash über eine spielerische Neukontextualisierung und –inszenierung in ein neues Bedeutungsfenster zu hieven). Sie sind nicht Träger der ständigen Neuerfindung der kulturellen Codes, in denen auch regelmäßig Stile und Lebensäußerungen der letzten 40 Jahre recycelt und in den Kampf um soziale Differenzierung geworfen werden.

Deswegen ist dieser von industriellen Artefakten induzierte Erstickungstod gerade kein Kennzeichen materiellen Wohlstands. Reichtum bedeutet vor allem über das einzig universelle Tauschmittel der westliche Welt zu verfügen, nämlich Geld. Dann kann man materielle Gegebenheiten jederzeit reproduzieren, der Wahn des „Aufhebens“ in der Hoffnung einer späteren Verwendung ohne erneute Aufwendungen ist nicht notwendig. Natürlich ist das keine Garantie, dass sich eine solche Pathologie nicht entwickelt, aber es ist weniger wahrscheinlich. Wenn sie sich dann entwickelt, ist sie untrügliches Kennzeichen für einen Lebensstil, der nicht zur materiellen Situation passt. Lebensstil ist untrennbar mit Schicht und materieller Ausstattung verbunden. Im sozialen Sinn ist jemand, der nicht dem seinem Reichtum entsprechenden Lebensstil pflegt, nicht sozial wirksam reich.

Diese Verhältnisse reproduzieren sich in der Sphäre der Kommunikation und Information. Der Zusammenbruch der Strukturierungsleistung zeigt sich hier allerdings nicht im Verfall der direkten Lebenswelt, hier steht das Ende der gesellschaftlichen Teilnahme im Raum, wenn es nicht gelingt aus den unablässig fließenden Codes, dasjenige herauszufiltern, das die berufliche und soziale Existenz nach Außen stabilisiert und repräsentiert.

Auf und nieder immer wieder

Der Kater ist groß: der Immobilienmarkt in den USA leidet unter einem galoppierenden Preisverfall und hat neben vielen Eigenheimbesitzern auch Banken in die Krise gestürzt, die an entsprechenden Krediten und Spekulationen bisher gut verdient hatten. So plötzlich und schicksalhaft, wie dieser Prozess jetzt wirkt, war er bei weitem nicht. Schon vor einem Jahr konnte der geneigte Handelsblatt-Leser Artikel mit Warnungen vor der Überbewertung des US-Immobilienmarktes lesen. Trotzdem haben durchaus respektable Akteure des Wirtschaftsgeschehens nicht auf Erkenntnisse reagiert, die sicher nicht nur das Handelsblatt hatte. Angesichts des hohen Ausbildungsstands des Personals und der gebetsmühlenhaften heruntergebeteten Formel von der Vernunft des Marktes mag man hier staunend danebenstehen. Je weiter man sich aus dem Bereich der klassischen Betriebsorganisation in Richtung Finanzmarkt bewegt, desto weniger weit her scheint es mit der Vernunft zu sein. Der Glaube daran, dass Bewertungen von was auch immer (Grundstücke, Firmen, Patente, Human Capital oder ähnliches) weiter halten und ggf. steigen scheint eine der nahezu metaphysischen Grundlagen des aktuellen Reproduktionsregimes geworden zu sein. Jedes Bewertungswachstum wird dabei gerne mitgenommen, um die These zu untermauern, dass ein globalisierter Kapitalismus Wachstum schafft. Wenn diese Überakkumulation dann einbricht, ist der Kater groß und staatliche Transferleistungen aus Angst vor dem großen Zusammenbruch nahe. Dabei sind Krisen wie die Aktuelle in den institutionellen und gesellschaftlichen Setzungen mit angelegt, wenn Unternehmen an Profitraten gemessen werden, die mit realer Produktion nun mal nicht mehr zu machen sind.

Rezensionen

Martin Nies – Die neue selbstreferentielle Prominenz in den Medien: Eine kulturdiagnostische Studie, unveröffentlichte Bachelor-Arbeit an der FernUniversität Hagen 2007

Die letzten Fernsehjahre haben das Publikum mit einem neuen – und sehr erfolgreichen – Format konfrontiert. In sogenannten Casting-Shows wurden und werden junge Menschen mit offensichtlicher Sehnsucht nach Prominentenstatus über ein exzessiv dokumentiertes Auswahlverfahren zu einem neuen Unterhaltungsprodukt zurecht gestutzt, um anschließend entsprechend verwertet zu werden. Martin Nies geht in seiner Bachelorarbeit der Frage nach, worin die Attraktivität dieser Formate für Teilnehmer und Publikum bestehen und was das Aufkommen solcher Sendungen an sich heißt.

Basierend auf den Theorien von Georg Franck wird argumentiert, dass Fernsehprominenz eine entscheidende Strategie darstellt, Aufmerksamkeitsanker in einem umkämpften Markt zu setzen. Die Casting-Shows repräsentieren dabei eine neue Dimension, werden hier doch Prominente produziert, die auf keine Leistung in außer-medialen Lebenswelten verweisen können. Sie stammen aus dem



Raumschiff Fernsehen und sind für das Fernsehen gemacht. Sie sind damit – so Nies – die Ausprägung eines Mediums, das endgültig seine gesellschaftliche Kopplung verloren hat

Darüber hinaus stellen die Formate eine fröhliche Zelebrierung der bedingungslosen Selbstverwertung dar. Eine Selbstverwertung, deren Darstellung in Form einer Unterwerfung unter die Showdisziplin Teil der jeweiligen Sendeformate ist. Das Ziel, so zu werden, wie man am besten verkauft werden kann, liegt offen auf dem Tisch und wird von Workshops begleitet, die mit Boot-Camp-Zitaten gespickt sind. Das bedeutsamste Potenzial der Kandidaten hat Anpassungsfähigkeit an das Geforderte zu sein – selbstverständlich flankiert von einem Mindestmaß an technisch-künstlerischen Fähigkeiten, deren Perfektionierung die Folie für den Drill bietet. Hier lebt das Fernsehen vor, was Nies als das Paradigma heutiger gesellschaftlicher Formationen identifiziert: Anpassung. An dieser Stelle scheint ein Phänomen auf, das er mit dem entsprechenden Schlagwort ‚Anpassungsgesellschaft‘ charakterisiert: Neue mediale Prominenz entsteht hier vor allem durch eine Anpassungsleistung, die als Grundanforderung an den postindustriellen Menschen per se erscheint, will er nicht aus dem gesicherten Arbeitsprozess herausfallen.

Im Anschluss an solch eine Analyse stellt sich vor allem eine Frage: Anpassung an Was und an Wen? Wer setzt die Regeln? Existieren in dieser Formation die berühmten, aber in den jeweiligen Analysen stets nebulös bleibenden ‚Mächtigen‘, die die Anpassungsformate vorgeben? Eine solche Annahme greift zu kurz. Längst haben sich die institutionellen Setzungen in einer globalisierten Welt verselbst-

ständig. Die Anpassung ist eine an Märkte. Sie definieren die Leistung, die im Sinne der Akkumulation verwertbar ist. Diese Arbeitsformen scheinen im Zeitalter der immateriellen Arbeit auf den ersten Blick vielfältiger geworden, ein Phänomen, das oft mit dem Begriff der ‚Pluralisierung der Lebensstile‘ beschrieben wird. Nichtsdestotrotz bleibt im jeweils individuell gewählten Format das Paradigma der Anpassung an verwertbare Leistungsformate und die Orientierung an der Warenförmigkeit des Produkts bestehen. Eine echte Wahl zwischen Arbeitsformen steht dabei nur noch Hochqualifizierten offen, die sich eine entsprechende Ausbildung leisten konnten. Für eine zunehmende Zahl von Menschen bleibt nur eine prekäre Lebensorganisation in informalisierten und schlecht bezahlten Arbeitsverhältnissen. Die Drohung mit genau dieser Exklusion, die von Nies auch explizit angesprochen wird, ist der Treiber für Anpassung schlechthin. Die Sehnsucht nach dem Startum und der Wille alles dafür zu tun, ist damit durchaus ein Reflex auf die Krise des bürgerlichen Lebensmodells als erreichbares Ziel der Vielen.

Aus dem Plattenarchiv

Shonen Knife – Let's Knife (1992)

Ein Jahr nach Nirvanas „Nevermind“ veröffentlichte das britische Label Creation die 6. Platte von Shonen Knife für den europäischen und amerikanischen Markt und konnte damit beachtliche Verkaufserfolge erzielen. Rein musikalisch war die Begeisterung für die Band kaum zu erklären. Gitarrenschrepperten in bester Garagenmanier und untermauerten einen Kinderliederpunk, der den Rahmen, den die Ramones schon 1976 gesetzt hatten, kaum sprengte. Sogar mit balladesken Nummern konnte die Band aufwarten. Alles noch kein Grund aus dem Fenster zu springen, wenn da nicht Herkunft und Image wären. Shonen Knife war eine reine Frauenband, schwächliche Mädchen mit einem Hang zu bunten Fetzen, die irgendwo zwischen 20er-Jahre Plüsch und Sixtiesbeat pendelten. Toll – hatte man so noch nicht



Beton – Kommt drauf an, was man draus macht!

gesehen. Toll, aber trägt nicht. Letztlich konnte ein Projekt wie Shonen Knife nur in einer Phase Erfolg haben, in der Indierock dabei war, an seinen Erfolgen zugrunde zu gehen. Die kommerzielle Explosion nach Nirvana hatte das Genre arg strapaziert. Binnen weniger Jahre war die musikalische Produktion einer Undergroundgeneration an die Oberfläche gespült worden und hatte wenig mehr Möglichkeiten gelassen, als sich ironisch an den neuen Setzungen abzuarbeiten. Der Bubblegum-Punk von Shonen Knife erfüllte – vermutlich unfreiwillig – diese Anforderungen ganz hervorragend. Der Altpunk konnte konstatieren, dass jetzt sogar schon japanische Schulmädels auf den Geschmack gekommen waren und die Suchergemeinde nach dem nächsten Subkulturtag hatten ein Kneipenthema. Letztlich bediente das Projekt, das vor allem im Westen Erfolg hatte, auch Stereotypen á la „Schul-

mädchenjapanerinnen machen voll krassen Garagenpunk“. Ihre Art, die Ästhetik ihrer Zeit zu transformieren, überführte den in den Mainstream gedrängten Underground in eine Art Disney-Phase. „We are happy you came“ – merken die drei zurecht auf einer Liveplatte an – 15 Jahre später weiß man eigentlich nicht mehr warum.